



**J.B.METZLER**

# Einleitung

In den letzten Jahren hat sich das Gebiet der Medienwissenschaften stark erweitert und dabei ausdifferenziert. Neue Institute, neue Studiengänge, eine sehr hohe Nachfrage nach Studienplätzen – die Medienwissenschaften sind beliebt. Das ist wohl eine Reaktion auf die gesellschaftlich zunehmend wichtige Rolle der Medien, womit neben dem Fernsehen v. a. das omnipräsente Internet und die mobilen Medien gemeint sein dürften. Die Gesellschaft beschreibt sich selbst als Informations-, Wissens- oder Mediengesellschaft, und immer neue Medienentwicklungen beflügeln die Phantasie oder schüren Ängste. Die Medienindustrie boomt (oder scheint es doch zumindest zu tun), was einer der großen Anreize für viele junge Menschen ist, Medienwissenschaften zu studieren. Angesichts dieser Ausgangslage hat ein Handbuch den Zweck, den Stand der Diskussion, die verschiedenen Positionen und Differenzierungen des Fachs orientierend darzustellen. Einerseits macht die Lebendigkeit und Vielfalt der Medienwissenschaft dies zu einem aufregenden und interessanten Unterfangen, andererseits ist das wegen der oft betonten ›Dynamik‹ des Fachs sehr schwierig. Diese Dynamik ist seit längerem auch als ›Krise des Fachs‹ benannt worden (so z. B. in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, vgl. Jungen 2013).

Die Diskussionen über den Status der Medienwissenschaft und über ihre Kohärenz oder Heterogenität begleiten das Fach schon seit längerer Zeit. Daher geht diese Einleitung zunächst in die Fachgeschichte zurück, um Überlegungen abzuleiten, wie ein ›Handbuch Medienwissenschaft‹ aufgebaut werden kann.

## Zur Geschichte der Medienwissenschaft und ihrer Selbstreflexion

Die Diskussion um die Frage, ob die Medienwissenschaft eine spezifische Disziplin sei oder werden solle, oder ob es sich dabei um einen interdisziplinären und folglich heterogenen ›Versammlungsort‹ sehr verschiedener Gegenstände, Theorien und Methoden handele, begleitet das Feld von Anfang an. Es ist hier nicht möglich, die Geschichte der ›Medien-

wissenschaft‹ – oder gar der ›Medienwissenschaften‹ – aufzuarbeiten. In Ansätzen wurde dies an anderer Stelle geleistet (s. Kap. I.2; vgl. Hickethier 2000; Leschke 2003; Malmberg 2005; Filk 2009, 171 ff.; Paech 2011; Pias 2011). An diesen Rekonstruktionen wird jedoch *erstens* deutlich, dass die Medienwissenschaft verschiedene Wurzeln hat. Einerseits waren dies die Philologien, aus denen viele der heute zentralen ästhetischen, historischen und hermeneutischen Impulse kamen (vgl. Kreuzer 1977; Hickethier 2000). Andererseits waren es die Publizistik und die Kommunikationswissenschaft, die sozialwissenschaftliche Methoden beisteuerten. Publizistik bzw. Kommunikationswissenschaft bilden, zumal in Deutschland, bis heute aber auch eigene Fächer, von denen sich die ›kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft‹ abzusetzen sucht (vgl. Schäfer 2000; Tholen 2003, 38; Schüttpelz 2006; zu ihrer Selbstbeschreibung als ›Kulturwissenschaft‹ vgl. Schönert 1996; Tholen 2003; Böhme/Matussek/Müller 2007, 179 ff.).

*Zweitens* kann die Medienwissenschaft, wie insbesondere Claus Pias (2011, 16 f.) betont hat, auf eine Frage konzentriert werden, nämlich die nach den medialen Bedingungen – eine Frage, die in verschiedenen Disziplinen geteilt wird. Das macht aber fragwürdig, warum es eine eigene, institutionalisierte Disziplin ›Medienwissenschaft‹ überhaupt gibt und weiter geben sollte. Vielleicht verhält es sich so, dass sich die Disziplin herausgebildet hat, um einen Versammlungsort zu bilden, an dem »Wissenschaftler [und Wissenschaftlerinnen] verschiedenster Disziplinen [...] miteinander reden können« (ebd., 19), um die mediale Frage zu klären. Dann könnte es aber sein, dass diese Interdisziplin in Zukunft gleichsam wieder in die einzelnen Disziplinen zurückgenommen wird, weil diese die Diskussion der medialen Frage nun auf ihrem Terrain weiterführen – auszuschließen ist das jedenfalls nicht.

Apropos Zukunft: Im Jahr 1988 wurden in den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* (Bohn/Müller/Ruppert 1988a) – einem, wie Joachim Paech (2011, 52) unterstreicht, Gründungsdokument der Disziplin – grundlegend und detailliert die Fragen nach der Möglichkeit und Rolle einer Medienwissenschaft diskutiert. Während sie im erwähnten Ar-

tikel aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (vgl. Jungen 2013), ziemlich genau 25 Jahre später, als im Verschwinden begriffen wird, wird sie in diesen Texten von 1988 noch als ›kommende Disziplin‹ angekündigt (doch wurden schon in den 1980er Jahren medienwissenschaftliche Institute geschlossen, vgl. Paech 1987; also scheint selbst die Rede von ihrem Verschwinden eine stete Begleiterin der Medienwissenschaft zu sein). Es lohnt sich daher, hier etwas ausführlicher darauf einzugehen.

Auch im Vorwort zu den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* wird betont, dass der Entwicklungsprozess bis 1988 »noch zu keiner breit durchgesetzten Epistemologie der Medienwissenschaft geführt« habe (Bohn/Müller/Ruppert 1988b, 7). Bereits hier wird also die mangelnde disziplinäre Einheit konstatiert. Allerdings verrät sich im Wort ›noch‹ die Hoffnung, dass es zu einer einheitlichen Epistemologie einst kommen könnte. In leichter Spannung dazu wird ebenfalls festgestellt: »Daß wir mitten im Prozeß der Ausdifferenzierung stehen, ist jedenfalls unumstritten« (ebd.). Einerseits gilt die Hoffnung also einer »gefestigte[n] Disziplin mit einem etablierten Kanon von Gegenständen und Methoden« (ebd., 9), die sich aus einer »medienwissenschaftlichen Selbstverständigungsdebatte« (ebd., 8) ergeben mag. Andererseits wird eine Ausdifferenzierung des Feldes beschrieben oder – was nicht das Gleiche ist – Medienwissenschaft als »eklektizistische Sammelbezeichnung für [...] Unterfangen medienbezogener Art« (Kübler zitiert nach ebd., 9) bezeichnet. Die rasche Medienentwicklung und ständig neue Fragestellungen scheinen die Stabilisierung zu einem Fach zu verhindern (vgl. ebd., 19). Der Text zieht folgendes Fazit:

»Wenngleich es aus wissenspraktischen Gründen manchem wünschen[s]wert erscheinen mag, die disziplinäre Abgrenzung [...] begrifflich klarer und sachlich ›härter‹ vornehmen zu können, liegt in den ›offenen Grenzen‹ der Medienwissenschaft, im status quo u.E. eben auch eine große Chance: die Chance, tatsächlich ein Ort der Interdisziplinarität zu sein« (ebd., 21).

Es bleibe daher zu hoffen, dass »interdisziplinäre Bezüge erhalten und ausgebaut werden« (ebd., 22).

Die »aufgeregten Zyklen der Selbsterfindung« (Leschke 2003, 67) der Medienwissenschaft stellen sich mithin als Relation dreier Vorgänge dar:

- Es geht *erstens* um die epistemische (theoretische, methodologische) und institutionelle Herausbildung einer eigenständigen Medienwissenschaft – und darum, ob dies machbar oder überhaupt wünschenswert sei.

- Es geht *zweitens* um die Frage der inneren Ausdifferenzierung der Medienwissenschaft und darum, ob diese Ausdifferenzierung die ›Medienwissenschaft‹ wieder in neue Teildisziplinen auflösen werde.
- Es geht *drittens* um das Verhältnis der ›Medienwissenschaft‹ zu ihren Nachbardisziplinen. Ist die Medienwissenschaft ein ›Ort der Interdisziplinarität‹? Wenn ja: Wie passt das zu ihren Verselbstigungstendenzen? Entwickeln andere Disziplinen – auch dieser von Pias (2011) pointiert formulierte Gedanke taucht schon 1988 auf – nicht jeweils eine eigene Medienforschung? Wozu dann also noch Medienwissenschaft (zumal wenn diese sich stark binnendifferenziert)?

Auch Hans-Dieter Kübler betont in seinem Text aus den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*, dass die »sich allmählich konturierende und konsolidierende Medienwissenschaft« (1988, 31) über ihre Gegenstände, ihre Theorien und Modelle eine Verständigung erzielen solle. Er unterstreicht, dass die »wichtigste und vordringlichste Aufgabe« dabei die Selbstverständigung über »Methodologie und Methodik« (ebd., 35) sei. Allerdings fährt er fort:

»Solche theoretischen und methodischen Abklärungen dürften künftig verstärkt erforderlich sein; vor allem wären sie dann unabdingbar, wenn sich die Medienwissenschaft als eigenständige, klar konturierte und respektierte Disziplin im ohnehin eng besetzten Konzert der Wissenschaften konstituieren und behaupten will – *worüber, also über Sinn, Erfordernis und Ertrag einer solchen Absicht man durchaus geteilter Meinung sein kann*. In ihrer gegenwärtigen Forschungs- und Lehrpraxis operiert sie nämlich, soweit erkennbar, eher als unspezifische, eklektische Sammelbezeichnung für alle jene Unterfangen medienbezogener Art, die sich nicht den angestammten Wissenschaften, insbesondere der Literaturwissenschaft einerseits, der Publizistikwissenschaft andererseits zu- oder unterordnen wollen bzw. können. Entsprechend aleatorisch fällt die Wahl der angewendeten Methoden aus, eine Tradition oder gar ein Kanon existiert weder hinsichtlich spezifischer Gegenstände noch innerhalb wie immer abzugrenzender Teildisziplinen. *Und das ist nicht nur gut so, es ist auch notwendig*« (ebd., 32; Herv. d.V.).

Der Schluss dieses Zitats legt nahe (ähnlich wie das oben zitierte Vorwort), dass die interdisziplinäre Öffnung und die manchmal ›eklektische‹ Heterogenität der Medienwissenschaft keineswegs nur ein zu überwindender »Entstehungsherd« (Foucault 1993, 76) oder ein zerfaserndes Endstadium, sondern der durchaus sinnvolle Normalfall der *Interdisziplin* Medienwissenschaft sein könnte (zum Begriff der ›In-

terdisziplin« mit Bezug auf Visual Culture auch Mitchell 2003; vgl. Engell/Vogl 2002, 9 und generell zur Interdisziplinarität vgl. Lamont 2009, 202 ff.). Denn vielleicht ist es eine »ungerechtfertigte Unterstellung, paradigmatische Integration sei ein Zeichen von Reife und erstrebenswert für jede Disziplin« (Luhmann 1992, 453, Fußnote). Vielleicht konnte die (transdisziplinäre) Frage nach den Medien überhaupt nur aus einer interdisziplinären »shadow discipline« entstehen (Chandler 2009, 737; er erwähnt ausdrücklich »media studies«).

Auch kann man sich fragen, wie eine Vereinheitlichung der Disziplin ohne »Majorisierungsversuche und Überwältigungsstrategien« (Leschke 2003, 84; vgl. Klein 1993, 206) eigentlich gelingen sollte. Von wem sollte ein solcher Versuch ausgehen? Ein Kandidat ist der Wissenschaftsrat (<http://www.wissenschaftsrat.de/home.html>). In der Tat hat dieser schon im Jahr 2007 das vieldiskutierte und umstrittene Papier »Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften« vorgelegt. In dem Papier, das allerdings eher als Diskussionsanstoß gemeint war, wurde jedoch auch konzidiert: »Dass [in der Diskussion der Kommunikations- und Medienwissenschaften] die Ränder unscharf bleiben, muss kein Manko sein, es entspricht vielmehr dem dynamischen Wandlungsprozess des Feldes« (Wissenschaftsrat 2007, 7; vgl. auch die zahlreichen Kommentare dazu im Rahmen der Jahrestagung 2007 der Gesellschaft für Medienwissenschaft, vgl. GfM 1; vgl. Bergermann 2007).

Auch der Text von Knut Hickethier aus den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* mit dem programmatischen Titel »Das ›Medium‹, die ›Medien‹ und die Medienwissenschaft« (1988) behandelt die Spannung zwischen disziplinärer Stabilisierung, infradisziplinärer Binnendifferenzierung und interdisziplinärer Öffnung bzw. Versammlung:

»Die Vielfalt der einzelnen, meist individuellen medienwissenschaftlichen Anfänge drängt [...] nach einer Konsolidierung eines Fachs, das sich seiner Gegenstände und Methoden noch nicht sicher ist. Dennoch gibt es auch eine nun schon bald zwanzigjährige (!) Entwicklung dessen, was sich Medienwissenschaft nennt oder sich doch dazu zählt« (ebd., 51).

Besonders wichtig ist Hickethiers Hinweis (vgl. ebd., 55), dass der Versuch, die systematische Kohärenz der Medienwissenschaft aus einem zuvor definierten ›System der Medien‹ zu deduzieren, sowohl epistemisch als auch institutionell zum Scheitern verurteilt ist (Hickethier kritisiert hier Werner Faulstichs Ansatz, vgl. auch Faulstich 2004). Dies gilt schon,

weil sich das Feld der Medien fortlaufend verschiebt und ändert, weswegen eine Einhegung der Wissenschaft die Forschung eher blockiert: »Die Bildung eines Systems mit überschneidungsfrei sich voneinander abgrenzenden Subsystemen, das ein konsensfähiges Ordnungsgefüge für die Wissenschaft stiftet und das zugleich Forschungsimpulse gibt, erscheint [...] nicht möglich« (Hickethier 1988, 56).

Er vermutet weiterhin: »Die wachsende Gegenstandsbreite wird dazu führen, daß sich innerhalb der Medienwissenschaft Teildisziplinen verselbständigen« (ebd., 57). Schließlich betont er aber auch: »Neben einer sich verselbständigenden Medienwissenschaft wird es dennoch auch weiterhin eine Medienforschung in den verschiedenen anderen Disziplinen geben und geben müssen« (ebd., 65). Diese Medienforschung in den Nachbardisziplinen kann dann einerseits als Schnittstelle zur Medienwissenschaft fungieren, sie kann aber andererseits auch drohen, sie überflüssig zu machen. Hickethier schlägt deshalb eine Lösung vor, die zwischen Verselbständigung und interdisziplinärer Verbindung vermittelt: »Die Erforschung der Medien muß immer auf dem Stand der neuesten fachwissenschaftlichen Methoden und Ergebnisse sein. Verselbständigung und Integration in den [sic] bestehenden Wissenschaften sind deshalb notwendig« (ebd., 66).

## Die Medienwissenschaft, ihre Binnenstruktur, ihre Institutionalität und ihre Medialität

Die ›Verselbständigung von Teildisziplinen‹ scheint Realität geworden zu sein, wenn auch auf differenzierte Weise: Während ältere Disziplinen wie die Filmwissenschaft ihre relative Autonomie innerhalb der Medienwissenschaft behalten (wobei immer auch diskutiert wird, ob die Filmwissenschaft nicht eine eigene Disziplin außerhalb der Medienwissenschaft ist), kristallisieren sich andere Felder neu heraus. So laufen etwa viele am Klang orientierte Forschungen (oft im Dialog mit der Musikwissenschaft) unter dem Titel ›Sound Studies‹. Diese Beispiele sind nicht zufällig gewählt: Sie orientieren sich an den Arbeitsgruppen, die sich innerhalb der Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM), dem Dachverband der kulturwissenschaftlich orientierten Medienwissenschaft, herausgebildet haben (s. Kap. I.3). Gegenwärtig (Anfang 2014) gibt es 17 solcher Arbeitsgruppen mit Namen wie »Filmwissenschaft« oder »Audi-

tive Kultur und Sound Studies« (vgl. GfM 2). Die Website der GfM hält fest:

»Die Arbeitsgruppen der GfM stellen das eigentliche Zentrum der Gesellschaft dar: hier werden die Fachbereiche definiert, die die Gesellschaft ausmachen, hier finden – z. B. in den von den AGs ausgerichteten Panels während der Jahrestagungen – die inhaltlichen Auseinandersetzungen statt, hier werden wesentliche Grenzziehungen zu anderen Fachgesellschaften vorgenommen«.

Einerseits kann man die vieldiskutierte (und teilweise befürchtete) Binnendifferenzierung der Medienwissenschaft gut an diesen Gruppen ablesen, andererseits werden mit ihnen auch ihre Grenzen zu den mit ähnlichen Problemen befassten Nachbardisziplinen abgesteckt. Eine Disziplin erschließt sich wesentlich über ihre institutionelle Rahmung (weswegen man auf der Website der GfM ja auch Selbstverständigungspapiere findet) oder – um es medienwissenschaftlich genauer zu formulieren – über ihre medialen Performanzen, also z. B. über Websites, die zugleich ihre Binnendifferenzierung wie die Mechanismen ihrer Grenzziehungen ausstellen und anschlussfähig halten.

Zugleich zeigt die Liste (zur Liste, s. u.) der Arbeitsgruppen eine gewisse kategoriale Heterogenität. So stehen Arbeitsgruppen, die sich auf ein technisches Medium beziehen (z. B. ›Filmwissenschaft‹ und ›Fotografieforschung‹ – interessant ist hier bereits der Unterschied der Selbstbeschreibung als ›Wissenschaft‹ einerseits und als ›Forschung‹ andererseits), neben solchen, die sich auf ökonomische (›Medienindustrien‹), kulturelle (›Populärkultur und Medien‹, ›Gender/Queer Studies und Medienwissenschaft‹) oder disziplinäre Aspekte (›Medienphilosophie‹) beziehen. Das zeigt keineswegs einen Mangel an, sondern verdeutlicht, dass sich die Entwicklung einer Wissenschaft – und die Medienwissenschaft ist keine so junge Wissenschaft mehr – in heterogenen Schüben und Verzweigungen vollzieht.

Auch die tabellarische Aufstellung im Strategiepapier »Kernbereiche der Medienwissenschaft« (Gesellschaft für Medienwissenschaft 2008), die gleichsam das Feld der Medienwissenschaft umreißt, versammelt eine heterogene Vielfalt (vgl. auch Schmidt 2002, 55). Dies festzustellen, bedeutet keineswegs in »typischer Manier die Heterogenität der Forschung [zu] feiern«, wie Geert Lovink (2011, 168) in einem kritisch gegen die ›Medienwissenschaft‹ gerichteten Text bemerkt, sondern lediglich das Offenkundige zu benennen.

Die in der kurzen Betrachtung der GfM-Website anklingende Rolle von Institutionen wie der GfM und ihrer Arbeitsgruppen bzw. ihrer medialen Präsentationen und Infrastrukturen lenkt den Blick auf die – wie man sagen könnte – *materielle Kultur der Disziplinenbildung und -stabilisierung* selbst. Schon daher ist die Forderung Hickethiers (2003, 134) – »Medienwissenschaft muss sich verbandspolitisch stärker artikulieren« – der Disziplin gegenüber keineswegs äußerlich oder sekundär. In diesem Sinne ist es ein großer Erfolg, dass die GfM in den letzten Jahren so viele Mitglieder aufnehmen konnte, dass deren Zahl die der Mitglieder des kommunikationswissenschaftlichen Fachverbands, der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikation (DGPK), deutlich übersteigt. Auch dies ist kein Anzeichen für das gelegentlich befürchtete bevorstehende Verschwinden der Medienwissenschaft (vgl. Jungen 2013).

Ein anderes Beispiel für die Institutionalität der Disziplin wären die Institute (oder die Departments, ›Teams‹ und, wie im Falle Weimars, die Fakultät) für Medien bzw. Medienwissenschaft an den deutschsprachigen Hochschulen. Institute für Medienwissenschaft entwickeln bezüglich der Denominationen ihrer Professuren in der Regel eine Ausdifferenzierung, die bestimmte Aspekte der Ausdifferenzierung des Fachs abbildet und damit zugleich stabilisiert. Allerdings ist auch zu beobachten, dass schrumpfende Etats bei gleichzeitig ›wachsender Gegenstandsbreite‹ (Hickethier) zur Ausschreibung immer generalistischer angelegter Professuren führt (›Die bzw. der zu Berufende soll das Fach in seiner ganzen Breite in Forschung und Lehre vertreten‹), weil für die institutionelle Binnendifferenzierung nicht genug Mittel vorhanden sind.

Schließlich sind drittmittelgeförderte Großforschungseinrichtungen wie DFG-Sonderforschungsbereiche (SFB) oder DFG-Graduiertenkollegs für die Herausbildung einer Disziplin wichtig. Sie heben bestimmte Fragen und Begriffe heraus, realisieren mehr oder weniger erfolgreiche interdisziplinäre Versammlungen, rekrutieren Nachwuchs und bestimmen nicht zuletzt durch ihren, teilweise schon quantitativ, aber auch oft qualitativ verblüffenden Publikations-Output in erheblichem Maße die mediale Performanz der Disziplin. Der Erfolg der Medienwissenschaft seit Mitte der 1990er Jahre war darum nicht zufällig begleitet von verschiedenen SFBs (›Bildschirmmedien‹ und ›Medienumbrüche‹ in Siegen; ›Medien und kulturelle Kommunikation‹ in Köln) oder den Graduiertenkollegs (›Intermediali-

tät: in Siegen; ›Automatismen‹ in Paderborn; ›Mediale Historiographien‹ in Weimar etc.).

›Dynamik‹ ist eines der häufigsten Wörter auf der Website der GfM: von der ›Dynamik und Vielgestaltigkeit der gegenwärtigen Medienwissenschaft‹, der ›dynamischen Entwicklung des Fachs‹ ist die Rede; es heißt: »Zugleich haben sich sowohl die Medien selbst als auch die Medienwissenschaft innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte äußerst dynamisch entwickelt. Bereits einige kurze Stichworte zur Genese des Faches: [sic] Medienwissenschaft können diese Dynamik verdeutlichen.« Doch scheint es, dass die Dynamik zwischen disziplinärer Stabilisierung, infradisziplinärer Binnendifferenzierung und interdisziplinärer Öffnung bzw. Versammlung (mit dem Resultat ggf. transdisziplinärer Fragestellungen) mitnichten spezifisch für die ›Medienwissenschaft‹ ist. Ohne dass hier die umfangreiche Diskussion zur Theorie der Disziplinarität und Interdisziplinarität auch nur umrissen werden könnte, sei auf einen bemerkenswerten Aufsatz von Robert Post (2009) verwiesen, der nicht nur einen hilfreichen Überblick zum Thema gibt, sondern zwei hier besonders relevante Punkte betont.

(1) *Erstens* artikuliert sich in der oben skizzierten Debatte um die Medienwissenschaft ein deutlich sichtbarer Wunsch nach disziplinärer Homogenität, einem »Zuschnitt« (Jungen 2013), einer »breit durchgesetzten Epistemologie« (Bohn/Müller/Ruppert 1988b, 7), einer »integralen Medienwissenschaft« (Tholen 2003, 38 f.), der »Medienwissenschaft als Einzeldisziplin mit fest umrissenen Inhalten, Methoden und Aufgaben« (Rusch 2002a, 7), einer »integrative[n] Form« (Rusch 2002b, 71) sowie einer »Medienwissenschaft [...] als einheitliche[r] Disziplin« (Viehoff 2002, 13), einer »Zentrierung einer Begrifflichkeit, die ihr Feld im Kreis der Wissenschaften einsichtig beschreibt« (Schanze 2002a, v), einer »einheitliche[n] Epistemologie« (Schanze 2002b, 260). Post (2009, 751) unterstreicht in anderem Zusammenhang, dass dies charakteristisch für *alle* Disziplinen ist und als regulative Idee im Sinne Kants verstanden werden kann (auch wenn es Disziplinen geben mag, in denen Einheitlichkeit leichter zu erreichen scheint als in anderen, vgl. Leschke 2003, 75). Die gewünschte disziplinäre Einheit bleibt ein erstrebenswertes Ideal, ein Stachel, der Selbstverständigungsdebatten motiviert – aber letztlich unerreichbar. Denn de facto stellt sich die Lage anders dar:

»And yet, of course, most of us realize that the ›notion of disciplinary unity is triply false: minimizing or denying differences that exist across the plurality of specialties

grouped loosely under a single disciplinary label, undervaluing connections across specialties of separate disciplines, and discounting the frequency and impact of cross-disciplinary influences« (Post 2009, 751; er zitiert Klein 1993, 190).

Ob der Versuch, die Spannung zwischen disziplinärer ›Zentrierung‹ (Schanze) und infra- wie interdisziplinärer Zerteilung durch das Konzept der regulativen Idee aufzulösen, gelungen ist oder nicht, sei dahingestellt. Jedenfalls scheint diese Spannung nicht ein ›Problem‹ der Medienwissenschaft allein zu sein. Sie ist konstitutiv für die Disziplinarität von Disziplinen überhaupt (zum Begriff der ›Disziplinarität‹ vgl. Messer-Davidow/Shumway/Sylvan 1993).

(2) *Zweitens* unterstreicht Post die oben schon angedeutete Materialität der Disziplinen, und zwar im (weiteren) institutionellen – »Questions of disciplinary are [...] frequently entangled with questions of departmental politics« – und im (engeren) medialen Sinn: »Disciplinary publications are important gatekeepers of disciplinary norms« (Post 2009, 753). Ohne dass dies hier detailliert entfaltet werden könnte, zeigt schon der obige Hinweis auf die Website der GfM, die die Binnendifferenzierung der Medienwissenschaft präsentiert und Anschlüsse an die alten oder Optionen für neue Differenzierungen einräumt, die eminente Rolle solcher Medien und ihrer organisatorisch-institutionellen Einbindungen für die Performanz einer Disziplin. Gerade aus Sicht der Medienwissenschaft, wenn deren »einzig konsensfähige[r] Schlachtruf [...] *The Medium is the Message*« (Grampp 2011, 184; Herv. i.O.) lautet, muss das zentral sein. Wie Pias (2011, 23) generell bemerkt: »Jedes Nachdenken über Medien ist eben selbst Teil einer kontingenten Mediengeschichte.«

- So kann schon die Emergenz der Medienwissenschaft überhaupt als Effekt der Medienentwicklung beschrieben werden. Vor allem müssen die universitären Disziplinen irgendwann auf die unüberhörbar werdenden Mediendiskurse (vgl. Kümmel/Löffler 2002; vgl. Filk 2009, 20), auf die öffentliche Problematisierung der Medien reagieren. Mit dem Aufkommen der Massenpresse entstand um 1916 zunächst die Zeitungswissenschaft (als Abspaltung von der Wirtschaftswissenschaft). Die erste Welle einer – dann auch so genannten – Medienwissenschaft hängt mit der immer wichtigeren Rolle von Film und v. a. Fernsehen seit den 1960er Jahren zusammen (vgl. z. B. Hickethier 1988, 59). Der zweite große Schub, der Medienwissenschaft als Studienfach unabweisbar machte, ist wohl auf die Ausbreitung des Compu-

ters und der digitalen Medien seit Beginn der 1990er Jahre zurückzuführen (vgl. Tholen 2003, 37). Die verschiedenen ›generationellen Schübe‹ (vgl. Pias 2011, 7–11) der Medienwissenschaft sind also auch Medienumbrüche.

- Sodann bedient sich die Medienwissenschaft technischer Medien, um ihre Gegenstände zu konstituieren. Paech (2011) unterstreicht etwa in seiner historischen Darstellung immer wieder die Rolle, die der Videorecorder (aber auch der Fotokopierer, vgl. ebd., 38 f. und Mort 1989) als Bedingung der Möglichkeit sowohl für Theater-, Film-, und Fernsehwissenschaft einnahm – ein Gedanke, der mindestens bis Schanze (1972) zurückgeht.
- Schließlich benötigt die Medienwissenschaft bestimmte Medien, um als (Inter-)Disziplin zu existieren. Zeitschriften wie die *Zeitschrift für Medienwissenschaft* sind selbst mediale (und serielle, vgl. Csizsar 2012) Performanzen der Medienwissenschaft (vgl. Filk 2009, 31 und 162 f.). Die allzu oft problematisierte Binnendifferenzierung der Medienwissenschaft ist so gesehen auch *Effekt* ihrer vorgängigen institutionellen Stabilisierung. Mit dieser Stabilisierung entstehen neue Stellen, neue Dissertationen, Tagungen sowie eine große Menge an Publikationen, wie z. B. Monographien, neue Zeitschriften oder Sammelbände. Die dadurch auftretende Vergrößerung und Ausdifferenzierung des Wissens destabilisiert nun wiederum die Einheit der Disziplin (bis möglicherweise neue Institutionalisierungen greifen, und so weiter): »Unidisciplinary competence is a myth, because the degree of specialization and the volume of information that fall within the boundaries of a named academic discipline are larger than any individual can master« (Klein 1993, 188). Das ist ein ›Problem‹, das durch die weitere Akkumulation von Information durch immer neue (und speicher- wie distributionsmächtigere) mediale Performanzen, z. B. in *Digital Humanities* oder *E-Humanities*, nicht kleiner, sondern größer wird. Auch in diesem Sinne ist die u. a. von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (vgl. Jungen 2013) behauptete Krise der Medienwissenschaft tatsächlich eine »Krise des Erfolgs« (Pias 2011, 15; vgl. zu disziplinären Krisen auch Klein 1993, 198 f.) – hier aber eines medientechnischen ›Erfolgs‹, der alle Disziplinen fundamental affiziert.

Nach diesen Überlegungen stellt sich nun deutlicher die Frage: Welche Rolle spielt bei all dem ein ›Handbuch Medienwissenschaft‹?

## Das Medium ›Handbuch‹

»Whereas classics remind us of our origins and may not be immediately relevant, handbooks are there to orient research here and now. It is the *Weltanschauung* of handbooks that, in this sense, seems to reflect more directly what is considered of prime importance in the field at the present« (Malmberg 2005, 28). Handbücher sind neben den von Malmberg genannten ›Klassikern‹ und neben Einführungen (s. Kap. I.4; vgl. Pias 2011, 21) mediale Performanzen, die teilhaben an der Produktion der Disziplin, ihrer Selbstbeschreibungen und Genealogien. Sie sind Teil von *Kanonisierungsprozessen* (zu diesem komplexen Feld vgl. nur Kollmar-Paulenz 2011). Malmberg unterstreicht, dass Handbücher einen Gegenwartsbezug haben, den Stand der Dinge zu einem bestimmten Zeitpunkt gleichsam zu arretieren versuchen, um, so Malmberg, die Forschung zu orientieren. Nach den obigen Überlegungen zur Disziplinarität fordert die unaufhörlich beschworene turbulente ›Dynamik‹ der Medienwissenschaft geradezu ein vorübergehendes Innehalten mit Anspruch auf mittelfristige Haltbarkeit, eine Präsentation der heterogenen und zerklüfteten Textur der Disziplin. Für Einführungskurse im Bachelorstudium, aber auch zum Einstieg in vertiefende Seminare im Masterstudium verspricht eine solche Orientierung hilfreich zu sein. Ein Handbuch ist in diesem Sinne eine Art Karte für ein unübersichtliches Gelände. Ein Ansatz dazu war das 2002 erschienene, von Helmut Schanze herausgegebene *Metzler Lexikon Medientheorie/Medienwissenschaft*. Zwölf Jahre voll wirbelnder ›Dynamik‹ sind seither vergangen, weshalb die Herausgabe dieses, ganz anders angelegten Handbuchs unvermeidlich schien.

Wie sollte nun ein Handbuch binnenstrukturiert sein – zumal wenn es um die ›dynamische‹ Medienwissenschaft, jenes »kaum noch auf den Begriff zu bringende Konglomerat« (Jungen 2013), geht? Hickethier warnte schon früh:

»Eine Systematik der Medien der Gegenstandskonstitution einer Wissenschaft zugrundelegen zu wollen, widerspricht [...] dem Prinzip einer dynamischen Wissenschaftskonzeption, weil sie zwangsläufig zur Festbeschreibung eines Gegenstandskanons führt, der dann aufgrund eines vorher festgelegten Systems nur noch auszufüllen ist. [...] Einer solchen Fixierung stünden [...] die rapiden Veränderungen, denen die Medien selbst unterworfen sind, ebenso wie der Wandel der Erkenntnisinteressen der Wissenschaften selbst entgegen« (1988, 56).

Ein Aufbau gemäß einer vorher festgelegten, aus ›ersten‹ Prinzipien deduzierten Systematik scheint also

fragwürdig und zweckwidrig, weil sie – statt die Lage abzubilden – hochgradig exkludierend wirken kann. Im Extremfall kommt es so weit, dass bestimmte Positionen als »irrational, »Unsinn«, krankhaft oder als bloßes Geschwafel« ausgeschlossen werden, wie Faulstich (2004, 14f.), andere Autoren paraphrasierend, bemerkt. So zieht Faulstich denn auch eine Grenze zwischen »Medientheorien« und »Pseudo-Medientheorien« – eine Grenzziehung, die zwar ein legitimes Ergebnis von Einführungen und Überblicksdarstellungen sein kann, aber eben auch exkludierend ist. Eine der Positionen, die von Faulstich als »Pseudo-Medientheorie« bezeichnet wird, ist die Medienarchäologie Friedrich Kittlers. Nun mag man zu Kittlers Werk stehen wie man will, aber im Jahr 2004 einen schulbildenden Ansatz, der noch in der Abwehr eine ganze Reihe wichtiger Forschungen hervorgebracht hat, zu exkludieren, ist zumindest fragwürdig.

Ebenso unhaltbar ist es, eine von Vorannahmen freie Beschreibung dessen, was ist, zu behaupten. Die Herausgabe eines Handbuchs ist ein notwendig situiertes Unterfangen, das selbst wenn man kein vorgängiges System oder Raster über die vorfindliche Situation legen will, unweigerlich zu blinden Flecken und Auslassungen führt (wofür der Herausgeber hier bereits um Entschuldigung bittet). Schon 1988 hieß es im Vorwort zu den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*: »Darin liegt ein »Credo« dieser Aufsatzsammlung: daß es der Fachentwicklung gut tut, nicht mehr unter Hinweis auf die Dynamik [!] und Ungefestigkeit der Disziplin davon auszugehen, daß einstweilen alles gleichermaßen richtig, alles gleichermaßen produktiv, alles gleichermaßen berechtigt sei« (Bohn/Müller/Ruppert 1988b, 8). Aber wiederum stellt sich die Frage: Nach welchen Kriterien kann man ausschließen, was »nicht richtig« ist? Welche Schwerpunkte sollte man setzen? Welches Gremium entscheidet darüber? Offensichtlich sind gewisse Ansätze in den Augen mancher (oder schlicht durch die Menge der sich darauf beziehenden Texte) sehr »produktiv«, während sie von anderen als irrelevant eingestuft werden.

Es scheint mithin keine Alternative zu einem nur leicht systematisierten, unvermeidlich situierten Überblick zu geben (vgl. auch Leschke 2003, 69). Das ist die vielleicht unbefriedigende, nach Auffassung des Herausgebers aber integerste Art, mit einem letztlich nicht lösbaren Problem umzugehen. In diesem Sinne folgt das vorliegende Handbuch einer Anregung Bruno Latours. Er versucht, die scheinbar sich aufrängende »Wahl [...] zwischen Gewißheit und Durcheinander, zwischen der Willkürlichkeit

irgendeiner a priori zu treffenden Entscheidung und dem Morast endloser Unterschiede« (2007, 62) zu umgehen und stattdessen eine Liste von Kontroversen aufzustellen (vgl. ebd., 55f.; zur medialen Form der Liste, die offenkundig auch – aber nicht nur – dieses Handbuch strukturiert vgl. Stäheli 2011): »Um etwas Ordnung zurückzugewinnen, besteht daher die beste Lösung darin, Verbindungen *zwischen* den Kontroversen zu ziehen, anstatt zu versuchen zu entscheiden, wie eine bestehende Kontroverse zu klären wäre« (Latour 2007, 45; Herv. i.O.).

## Aufbau dieses Handbuchs

So gliedert sich das vorliegende Handbuch entlang einer Liste von »dynamischen« Kontroversen, die man in die Felder der Kontroversen um die theoretische Modellierung, also »Medientheorien« (Teil II), der Kontroversen um die Gegenstände, also »Einzelmedien« (Teil III), und der Kontroversen um die Grenzen des disziplinären Feldes selbst, also »Schnittstellen« (Teil IV), ordnen kann.

Teil I, welcher das Handbuch eröffnet, enthält zwei Beiträge, die sich aus der oben erläuterten disziplintheoretischen Diskussion fast zwangsläufig ergeben: einen zu den Fachgesellschaften sowie einen als Überblick über einige (nicht alle) Einführungen in die Medienwissenschaft und zur Frage, wie diese das disziplinäre Feld segmentieren und formatieren. Zur ersten Orientierung finden sich in Teil I zudem zwei Beiträge, die eine historische Übersicht über den Medienbegriff einerseits und die Medienwissenschaft andererseits bieten.

In Teil II geht es um eine Reihe teils sich überlappender, teils sich ignorierender und teils in offenem Konflikt miteinander liegender Felder, die von bestimmten – durch keine Metasystematik zu vereinheitlichenden – Theoriesprachen und Begriffsapparaten strukturiert werden und denen lediglich gemeinsam ist, den Begriff des Mediums zu umkreisen, der sich dabei in seiner ganzen Heterogenität zeigt (zum Medienbegriff s. Kap. I.1; vgl. außerdem u. a. Knilli 1979; Kümmel-Schnur 2008). Man könnte sagen, dass es sich hier um verschiedene Varianten allgemeiner Medientheorien handelt, die je verschiedene medienanalytische Methoden vorschlagen. Die Heterogenität des Medienbegriffs wird immer wieder beklagt, so z. B. von Schmidt (2002, 56), der die Heterogenität der Medienforschung auf die verschiedenen Medienbegriffe zurückführt; allerdings hat auch seine Synthese keinen Konsens darüber er-